

**WASSILI
GROSSMAN**

ROMAN

**LEBEN UND
SCHICKSAL**

Leben und Schicksal

Als Anfang Februar 1943 die 6. deutsche Armee ein Stalingrad kapituliert, bedeutet dies nicht nur die Wende im Zweiten Weltkrieg, für die Sowjets ist Stalingrad auch ein Wendepunkt in ihrem Verhältnis zu Diktatur und Terror. Mit großer Anteilnahme beschwört Wassili Grossman Episoden aus dem Kampf an der Wolga, erzählt vom Häftlingsleben und -sterben in deutschen KZ, Gefangenenlagern und in den sowjetischen Gulags, wobei die frappierende Verwandtschaft von Nationalsozialismus und Sowjetregime offengelegt wird. Ob der Physiker Strum, die weitverzweigte Stalingrader Familie Schapownikow und der in einem deutschen Lager inhaftierte Michail Mostoskoi, oder die deutschen und sowjetischen Militärs, Wissenschaftler und Bürger – Wassili Grossman hat die vielen Einzelschicksale zu einem großangelegten Erzählkosmos verwoben, der trotz der Schrecken des Totalitarismus von der einen Hoffnung nicht lässt: der einfachen menschlichen Güte, die selbst dann ihre Wirkung zeigt, wenn die äußeren Ereignisse gleichgültig und brutal über sie hinweggehen.

WASSILI SEMIONOWITSCH GROSSMAN (1905–1964) war zunächst einer der anerkanntesten linientreuen Schriftsteller der Sowjetunion. Maxim Gorki hatte dem Chemiker den Weg in die literarische Welt geebnet. Die Erfahrungen während des Krieges, die Katastrophe der europäischen Juden, die auch ihn unmittelbar traf, sowie die vielen Schicksale, denen er als Korrespondent der Armeezeitung *Roter Stern* begegnete, veränderten sein Leben jedoch von Grund auf, und er wurde zu einem der unbeugsamsten Chronisten seiner Zeit. Das Manuskript von *Leben und Schicksal*, der zweite Band seines Epos' über den deutsch-sowjetischen Krieg, wurde 1961 beschlagnahmt, drei Jahre später starb er. Die russische Originalausgabe erschien erst 1980 in der Schweiz und wurde in viele Sprachen übersetzt.

Wassili Grossman

Leben und Schicksal

Roman

Aus dem Russischen von Madeleine von Ballestrem,
Arkadi Dorfmann, Elisabeth Markstein und Annelore Nitschke

Mit je einem Nachwort versehen
von Jochen Hellbeck und Wladimir Woinowitsch

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Ungekürzte Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2020

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2007/claassen Verlag

© 1980–1991 Éditions l'Age d'Homme and The Estate of Vassili Grossman

© 1992 The Estate of Vassili Grossman

© des Nachworts von Jochen Hellbeck: 2007 Jochen Hellbeck

© des Nachworts von Wladimir Woinowitsch: 2007 Wladimir Woinowitsch

© der Briefe im Anhang: The Estate of Vassili Grossman

Titel der russischen Originalausgabe:

Žizn' i sud'ba (Éditions l'Age d'Homme, Lausanne 1980)

Die vorliegende deutschsprachige Neuübersetzung basiert auf der 1984 erstmals erschienenen Übersetzung, erstellt nach der Originalausgabe von 1980. Sie wurde von Annelore Nitschke unter Vorlage der 2005 im Moskauer Verlag U-Faktorija erschienenen russischen Ausgabe gründlich überarbeitet und um die fehlenden Kapitel und Seiten ergänzt.

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Titelabbildung: © Miloje/shutterstock (Hintergrund);

© Dimitris 66/iStockphoto (Polygon)

Satz: hanseatenSatz-Bremen, Bremen

Gesetzt aus der Aldus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06411-6

Meiner Mutter
Jekaterina Saweljewna Grossman
gewidmet

Inhalt

Erster Teil	13
Zweiter Teil	395
Dritter Teil	743
Anhang	1049

Personen des Romans

Die Schaposchnikows

Alexandra Wladimirowna

Ljudmila Nikolajewna Strum, Ljuda, ihre Tochter

Viktor Pawlowitsch Strum, Vitja, Ljudmilas Mann

Nadja, beider Tochter

Dmitri, Mitja, Alexandras Sohn (verschollen)

Anatoli, Tolja, Ljudmilas Sohn aus erster Ehe

Jewgenia Nikolajewna, Genia, Alexandras zweite Tochter

Marussja, Alexandras dritte Tochter (verstorben)

Anna Semjonowna Strum, Anja, Viktor Pawlowitschs Mutter

Wissenschaftler/Institutsangehörige (Kasan, Moskau)

Dmitri Petrowitsch Tschepyschin, Institutsleiter

Alexej Alexejewitsch Schischakow, sein Nachfolger

Kassjan Terentjewitsch Kowtschenko, dessen Stellvertreter

Sawostjanow

Swetschin

Markow

Nosdrin

Gurewitsch

Anna Stepanowna Loschakowa

Anna Naumowna Weißpapier

Pjotr Lawrentjewitsch Sokolow

Marja Iwanowna, seine Frau

Kasaner Gesprächspartner Strums

Achmet Usmanowitsch Karimow

Leonid Sergejewitsch Madjarow

Bekannte Jewgenias in Kuibyschew
Wladimir Andrejewitsch Schargorodski
Limonow

Im »Stalgres«
Stepan Fjodorowitsch Spiridonow, Schwiegersohn Alexandras
Vera, seine Tochter, Alexandras Enkelin, Frau des Leutnants Vik-
torow
Pawel Andrejewitsch Andrejew, Wächter
Natalja, seine Schwiegertochter

Militärs auf russischer Seite
Jeremenko, Oberbefehlshaber an der Stalingradfront
Rodimzew
Tschuikow, Krylow, Batjuk u. a., Generäle, Kommandeure

Darenski, Oberstleutnant
Berjoskin, Major
Podtschufarow, Bataillonskommandeur
Gluschkow, MP-Schütze

Pjotr Pawlowitsch Nowikow, Panzerkorpskommandant
Werschkow, sein Adjutant
Karpow, Below, Makarow, Lopatin, seine Kommandeure
Michail Petrowitsch Neudobnow, General unter Nowikow

Verteidiger des Hauses »sechs Strich eins«
Grekow, Kommandant
Batrakow
Klimow
Subarew
Poljakow
Kolomeizew
Ljachow
Anziferow
Tschenzow
Serjoscha Schaposchnikow, Sohn Dmitris, Enkel Alexandras
Katja Wengrowa, Funkerin

Viktorow, Leutnant, Veras Mann
Korol, Unterleutnant

Kommissare bei der Truppe

Nikolai Grigorjewitsch Krymow, Genias erster Mann
Dementi Trifonowitsch Getmanow
Berman
Piwowarow

Prjachin, Erster Sekretär

Militärs auf deutscher Seite

Generalfeldmarschall Paulus
Oberst Adams, sein Adjutant
Generalmajor Schmidt
Halb, Chef der Feldgendarmarie
Lehnard, Kompanieführer
Peter Bach, Leutnant

In deutschen Lagern

Michail Sidorowitsch Mostowski
Guardi, Geistlicher
Keise, Stubenältester
Ossipow
Tschernezow
Guds
Kotikow
Ikonnikow-Morsch
Jerschow
Kirillow

Sofja Ossipowna Lewinton, Sonja, Feldärztin
David, Waisenjunge
Mussja Borissowna, Bibliothekarin

Liss, SS-Sturmbannführer
Eichmann, SS-Obersturmbannführer

In russischen Lagern

Abartschuk, Toljas Vater

Barchatow, Magar, Stepanow, Neumolimow u. a.

Lubjanka-Gefangene

Katzenellenbogen, Dreling, Bogolejew

Und viele andere Bürger und Soldaten

Die Gewalthaber

Jossif Wissarionowitsch Stalin, Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, Oberbefehlshaber der Roten Armee

Adolf Hitler, Führer und Reichskanzler, Oberster Befehlshaber der Wehrmacht, Oberbefehlshaber des Heeres

ERSTER TEIL

Über der Erde lag Nebel. Die Scheinwerfer der Autos ließen die Hochspannungsleitungen längs der Landstraße aufleuchten.

Es hatte nicht geregnet, doch die Erde war in der Morgendämmerung mit Feuchtigkeit getränkt, und als die Ampel rot aufblitzte, erschien auf dem nassen Asphalt ein verschwommener rötlicher Fleck. Der Atem des Lagers war über viele Kilometer hin zu spüren: Sich immer mehr verdichtend, liefen die Leitungsdrähte, die Landstraßen und Eisenbahngleise auf das Lager zu. Es war ein Raum voller gerader Linien, ein Raum voller Rechtecke und Parallelogramme, welche die Erde, den herbstlichen Himmel, den Nebel zerschnitten.

Langgezogen und leise heulten in der Ferne Sirenen auf.

Die Straße schmiegte sich an die Bahnlinie, und die Lastwagenkolonne, beladen mit Papiersäcken voll Zement, fuhr eine Weile mit fast derselben Geschwindigkeit neben dem endlos langen Güterzug her. Die Fahrer in den Soldatenmänteln sahen nicht zu den Waggonen neben sich hinüber, zu den bleichen Flecken menschlicher Gesichter.

Aus dem Nebel tauchte der Lagerzaun auf – Stacheldrahtreihen, die zwischen Pfosten aus Eisenbeton gezogen waren. Baracken bildeten breite, gerade Straßen. In dieser Einförmigkeit kam die ganze Unmenschlichkeit des riesigen Lagers zum Ausdruck.

Unter den Millionen russischer Bauernhütten gibt es nicht zwei Hütten, die einander völlig gleichen, es kann sie auch nicht geben. Alles Lebendige ist einmalig. Zwei Menschen, zwei Heckenrosenbüsche können nicht identisch sein. Das Leben verdorrt dort, wo man mit Gewalt versucht, seine Eigenarten und Besonderheiten auszulöschen.

Mit aufmerksamem Blick verfolgte der grauhaarige Lokführer die an ihm vorbeiziehenden Betonpfosten, die hohen Masten mit den sich drehenden Scheinwerfern, die Betonwachtürme, auf denen hinter dem Rundlauf der Posten am schwenkbaren Maschinengewehr sichtbar wurde. Der Lokführer gab dem Gehilfen mit den Augen ein Zeichen, die Lokomotive piff den Warnton. Das elektrisch beleuchtete Schilderhaus tauchte vor ihnen auf, die Autoschlange am heruntergelassenen gestreiften Schlagbaum, das rote Stierauge der Ampel.

Aus der Ferne hörte man die Pfiffe des entgegenkommenden Zuges. Der Lokführer sagte zum Gehilfen: »Da kommt Kamerad Zucker, ich erkenne ihn an seinem frechen Ton. Er hat ausgeladen und fährt leer nach München.«

Der Leerzug begegnete donnernd dem zum Lager fahrenden Transport. Die zerrissene Luft knatterte, graue Lichtstreifen flimmerten zwischen den Waggonen hindurch. Plötzlich schlossen sich die Landschaft und das herbstliche Morgenlicht aus den Fetzen wieder zu einem gleichmäßigen Gewebe zusammen.

Der Gehilfe des Lokführers holte einen Taschenspiegel heraus und betrachtete seine schmutzige Backe. Der Lokführer bat mit einer Handbewegung um den Spiegel.

Der Gehilfe sagte mit erregter Stimme: »Ach, Parteigenosse Apfel, glauben Sie mir, wir hätten zum Mittagessen zurück sein können und nicht erst um vier Uhr morgens und völlig erledigt – wenn diese Desinfektion der Waggonen nicht gewesen wäre. Als ob wir das nicht bei uns im Depot hätten machen können.«

Der Alte war das ewige Gerede über die Desinfektion leid.

»Gib den langen Ton«, sagte er, »sie leiten uns nicht zur Nebenstelle, sondern direkt zum Hauptausladeplatz.«

Im deutschen Lager war Michail Sidorowitsch Mostowskoi zum ersten Mal nach dem Zweiten Kongress der Kommunistischen Internationale gezwungen, seine Fremdsprachenkenntnisse praktisch anzuwenden. Vor dem Krieg, als er in Leningrad lebte, musste er nur selten mit Ausländern sprechen. Jetzt erinnerte er

sich wieder an die Jahre der Londoner und Schweizer Emigration; dort, in der Gemeinschaft der Revolutionäre, hatten sie in vielen Sprachen Europas gesprochen, diskutiert und gesungen.

Sein Pritschennachbar, der italienische Priester Guardi, sagte Mostowskoi, dass die Menschen im Lager sechsundfünfzig verschiedenen Nationalitäten angehörten.

Das Schicksal, die Gesichtsfarbe, die Kleidung, die schlurfenden Schritte, die Einheitssuppe aus Steckrüben und künstlichem Sago, den die russischen Häftlinge »Fischauge« nannten – all das hatten die Tausende von Barackenbewohnern gemein.

Für die Lagerleitung unterschieden sich die Menschen im Lager nach Nummern und nach der Farbe der Stoffstreifen, die auf die Jacke aufgenäht waren: rot bei den politischen Häftlingen, schwarz bei den Saboteuren, grün bei den Dieben und Mördern.

Die Menschen verstanden einander in ihrer Sprachenvielfalt nicht, doch es verband sie das gleiche Schicksal. Fachleute für Molekularphysik und alte Handschriften lagen auf ihren Pritschen neben italienischen Bauern und kroatischen Hirten, die nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Der, der einst bei seinem Koch das Frühstück bestellt und die Haushälterin mit seinem schlechten Appetit in Aufregung versetzt hatte, und der, der gesalzene Dorsch gegessen hatte, gingen nebeneinander mit klappernden Holzsohlen zur Arbeit und hielten sehnsüchtig Ausschau, ob nicht die Essensträger kämen, die »Kostrigi«, wie sie von den russischen Blockbewohnern genannt wurden.

Die Gemeinsamkeit im Schicksal der Lagermenschen war aus ihren unterschiedlichen Leben entstanden. Ob sich der Blick in die Vergangenheit mit einem Gärtchen an einer staubigen italienischen Straße verband, mit dem bedrohlichen Tosen der Nordsee oder mit dem orangefarbenen Papierlampenschirm im Haus der Führungskader am Rande von Bobruisk – bei allen Häftlingen war es dasselbe: Die Vergangenheit war schön.

Je schwerer das Leben eines Menschen vor der Inhaftierung gewesen war, umso eifriger log er. Diese Lüge diene keinem praktischen Zweck, sie diene der Verherrlichung der Freiheit: Ein Mensch außerhalb des Lagers konnte nicht unglücklich sein.

Dieses Lager galt vor dem Krieg als Lager für politische Straftäter.

Der Nationalsozialismus hatte einen neuen Typus politischer Häftlinge hervorgebracht – Straftäter, die kein Verbrechen begangen hatten.

Viele Häftlinge waren ins Lager geraten, weil sie in Gesprächen mit Freunden Kritik am Hitlerregime geübt oder einen politischen Witz erzählt hatten. Sie hatten keine Flugblätter verteilt, keinen Untergrundparteien angehört. Ihre Schuld bestand darin, dass sie all dies hätten tun können.

Die Inhaftierung von Kriegsgefangenen in politischen Konzentrationslagern war ebenfalls eine Neueinführung des Faschismus. Da gab es englische und amerikanische Flieger, die über deutschem Gebiet abgeschossen worden waren, und Kommandeure und Kommissare der Roten Armee, für die sich die Gestapo interessierte. Sie verlangte von ihnen Aufklärung, Mitarbeit, Beratung und die Unterschrift unter alle möglichen Deklarationen.

Im Lager befanden sich Saboteure – »Drückeberger«, die versucht hatten, eigenmächtig die Arbeit in Rüstungsbetrieben und auf militärischen Baustellen niederzulegen. Dass Arbeiter für schlechte Arbeit in Konzentrationslager eingesperrt wurden, war auch eine Erfindung des Nationalsozialismus.

Im Lager gab es Menschen mit fliederfarbenen Streifen auf den Jacken, deutsche Emigranten, die aus dem faschistischen Deutschland geflohen waren. Auch das war eine Neueinführung des Faschismus: Einer, der Deutschland verlassen hatte, wurde zum politischen Feind, auch wenn er sich im Ausland noch so loyal verhalten hatte.

Die Leute mit grünen Streifen auf den Jacken, die Diebe und Einbrecher, gehörten im politischen Lager zu den Privilegierten: Die Kommandantur stützte sich auf sie bei der Beaufsichtigung der politischen Häftlinge.

Auch die Macht der Kriminellen über die politischen Gefangenen war etwas Neues.

Es gab Menschen im Lager, deren Schicksal so seltsam war, dass man keine Farbe gefunden hatte, die einem solchen Schicksal entsprochen hätte. Doch auch dem indischen Schlangenbeschwörer, dem Perser, der aus Teheran gekommen war, um deutsche Malerei zu studieren, und dem chinesischen Physikstudenten hatte der Nationalsozialismus einen Platz auf den

Pritschen, einen Napf trüber Wassersuppe und zwölf Stunden Arbeit auf der Pflanzung bereitgestellt.

Tag und Nacht waren die Massentransporte zu den Todeslagern, zu den Konzentrationslagern unterwegs. Die Luft war erfüllt vom Rattern der Räder, vom langgezogenen Pfeifen der Lokomotiven, vom Stampfen der Stiefel Hunderttausender von Lagerinsassen mit fünfstelligen blauen Nummern auf der Kleidung, die zur Arbeit gingen. Die Lager wurden zu Städten des Neuen Europa. Sie wuchsen und breiteten sich aus mit ihren Planierungen, ihren Gassen und Plätzen, ihren Krankenhäusern und Ramschmärkten, ihren Krematorien und Stadien.

Wie naiv und sogar gutmütig-patriarchalisch wirkten die an den Rand der Städte verbannten alten Gefängnisse im Vergleich zu diesen Lager-Städten, im Vergleich zu dem purpur-schwarzen Widerschein über den Krematoriumsöfen, dem Widerschein des Grauens.

Man hätte glauben können, zur Leitung der unübersehbaren Masse Unterdrückter wären riesige, beinahe millionenstarke Armeen von Aufsehern nötig gewesen. Doch das war ein Irrtum. In den Baracken erschienen wochenlang keine Männer in SS-Uniform. Die Gefangenen selbst hatten den Polizeischutz in den Lager-Städten übernommen. Die Gefangenen selbst sorgten für die innere Ordnung in den Baracken, sorgten dafür, dass in ihren Näpfen nur verfaulte und erfrorene Kartoffeln landeten, die großen, guten aber aussortiert und in die Versorgungsbasen der Armee geschafft wurden.

Die Gefangenen waren Ärzte und Bakteriologen in Lagerkrankenhäusern und Lagerlaboratorien, sie waren Hausmeister, die das Lagertrottoir fegten, sie waren Ingenieure, die Licht und Wärme im Lager regelten und für die Wartung der Lagermaschinen verantwortlich waren.

Die Kapos, die grausamen und rührigen Lagerpolizisten, die über dem linken Ärmel eine breite gelbe Armbinde trugen, die Lager-, Block- und Stubenältesten – sie hatten den gesamten Ablauf des Lagerlebens ihrer Kontrolle unterstellt, von allgemeinen Angelegenheiten des Lagers angefangen bis zu den allerprivatesten Dingen, die sich nachts auf den Pritschen abspielten. Die Häftlinge hatten Zugang zu den geheimsten Vorgängen des

Lagerstaates – sogar zur Aufstellung der Selektionslisten und zur »Bearbeitung« der Untersuchungsgefangenen in den »Dunkelkammern« – kleinen Betonkäfigen. Wäre das Kommando verschwunden, dann hätten die Häftlinge wohl selbst den Hochspannungsstrom im Stacheldraht weiter fließen lassen, damit nicht alle auseinanderliefen, sondern weiterarbeiteten.

Diese Kapos und die Blockältesten dienten dem Kommandanten, und doch seufzten und weinten sie manchmal über jene, die sie zu den Krematoriumsöfen abführten ... Allerdings trieben sie diese Gespaltenheit nicht bis zur letzten Konsequenz: Ihre eigenen Namen setzten sie nicht auf die Selektionslisten. Besonders schlimm erschien Michail Sidorowitsch, dass der Nationalsozialismus nicht volksfremd mit der Arroganz eines Junkers mit Monokel im Auge ins Lager trat. Der Nationalsozialismus lebte ganz selbstverständlich in den Lagern; er setzte sich nicht vom einfachen Volk ab, er machte volkstümliche Witze, über die man lachte, er war Plebejer und gab sich einfach, er kannte eben Sprache, Seele und Geist derer, denen er die Freiheit geraubt hatte.

3

Mostowskoi, Agrippina Petrowna, die Feldärztin Lewinton und der Fahrer Semjonow waren von den deutschen Soldaten, die sie in einer Augustnacht am Rande von Stalingrad gefangen genommen hatten, zum Stab der Infanteriedivision gebracht worden.

Agrippina Petrowna wurde damals nach einem kurzen Verhör freigelassen; der Dolmetscher hatte ihr, auf Anweisung des Feldgendarmen, einen Laib Erbsenbrot und zwei rote Dreißigrubel-Scheine zugesteckt. Semjonow teilte man der Gefangenenkolonie zu, die ins Stalag im Bezirk des Vorwerks von Wertjatschi transportiert werden sollte. Mostowskoi und Sofja Ossipowna Lewinton wurden zum Stab der Heeresgruppe gebracht.

Dort hatte Mostowskoi Sofja Ossipowna zum letzten Mal gesehen. Sie stand in der Mitte des staubigen Hofes, ohne Feldmütze, die Rangabzeichen waren von der Uniform abgerissen,

und der düstere, hasserfüllte Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Augen erregte in Mostowskoi Entzücken und Bewunderung.

Nach dem dritten Verhör trieben sie Mostowskoi zu Fuß zur Bahnstation, wo ein Güterzug mit Getreide beladen wurde. Zehn Waggons waren zur Beförderung junger Mädchen und Burschen abgestellt worden, die man zur Arbeit in Deutschland eingeteilt hatte – Mostowskoi hörte Frauenschreie, als der Transport abfuhr. Er wurde in ein kleines Dienstabteil in einem Waggon zweiter Klasse gesperrt. Der ihn begleitende Soldat war nicht grob, doch wenn Mostowskoi Fragen stellte, nahm sein Gesicht den Ausdruck eines Taubstummen an. Dennoch spürte man, dass er ausschließlich mit Mostowskoi beschäftigt war. So bewacht ein erfahrener Zoowärter schweigend und angespannt die Kiste, in der sich das ihm anvertraute Tier während der Bahnfahrt unruhig hin und her bewegt. Als der Zug über das Territorium des polnischen Generalgouvernements fuhr, kam ein neuer Fahrgast ins Abteil – ein polnischer Bischof, ein grauhaariger, hochgewachsener, schöner Mann mit tragischen Augen und vollem, jünglingshaftem Mund. Er begann sogleich, Mostowskoi von den Gewaltakten zu erzählen, die Hitler am polnischen Klerus verübt hatte. Er sprach Russisch mit starkem Akzent. Nachdem Mostowskoi auf die katholische Kirche und den Papst geschimpft hatte, verstummte er und antwortete auf dessen Fragen nur noch einsilbig und auf Polnisch. Ein paar Stunden später wurde er in Posen aus dem Zug geholt.

Mostowskoi wurde unter Umgehung von Berlin ins Lager gebracht. Es schien ihm, als hätte er schon Jahre in dem Block verbracht, in dem die für die Gestapo besonders interessanten Gefangenen verwahrt wurden. Im Sonderblock herrschte kein solches Hungerleben wie im Arbeitslager, doch war es das leichte Leben von Versuchstieren, die Märtyrer werden sollten. Den einen ruft der Aufseher an die Tür – es stellt sich heraus, dass der Kamerad ihm den günstigen Tausch seiner Tabakration gegen die Essensportion vorschlägt, und befriedigt grinsend kehrt der Mann zu seiner Pritsche zurück. Den Nächsten ruft er genauso; der geht mitten aus einem Gespräch zur Tür, und sein Gesprächspartner braucht das Ende der Erzählung gar nicht mehr abzuwarten. Knappe vierundzwanzig Stunden später kommt ein Kapo zu der

Pritsche, befiehlt dem Aufseher, die Lumpen einzusammeln, und irgendwer erkundigt sich beim Stubenältesten Keise, ob man die frei gewordene Pritsche belegen könne. Mostowskoi hatte sich längst an den ungeheuren Wirrwarr ihrer Gespräche gewöhnt: Man sprach von der »Selektion«, den Krematoriumsöfen, den Fußballmannschaften des Lagers: Die beste ist die der Moorsoldaten von der Pflanzung, die vom Revier ist auch nicht schlecht, die von den Küchen haben einen guten Stürmer, die polnische Mannschaft hat eine miserable Verteidigung. Die dutzend- und hundertfachen Gerüchte über neue Waffen und Zwistigkeiten unter den nationalsozialistischen Anführern waren gang und gäbe. Die Gerüchte waren immer schön und falsch – Opium für das Lagervolk.

4

Gegen Morgen hatte es geschneit, und der Schnee war bis zum Mittag liegen geblieben. Die Russen empfanden Freude und Trauer, Russland wehte zu ihnen herüber, breitete unter ihren armen, zermarterten Füßen sein mütterliches Tuch aus, bedeckte die Barackendächer mit reinem Weiß. Von weitem sahen diese ganz vertraut aus, wie im Dorf daheim.

Aber diese Freude, die für einen Augenblick aufgeleuchtet hatte, vermischte sich im Nu mit Traurigkeit, ertrank in Traurigkeit.

Der Gehilfe des Unteroffiziers vom Dienst, der spanische Soldat Andrea, kam zu Mostowskoi und sagte in gebrochenem Französisch, dass sein Kamerad, der Schreiber, einen Brief gesehen habe, in dem von einem älteren Russen die Rede war, dass der Schreiber ihn jedoch nicht habe lesen können, weil der Kanzleivorsteher das Papier an sich genommen habe.

»Auf diesem Papier steht wohl die Entscheidung über mein Leben«, dachte Mostowskoi und freute sich über seine Ruhe.

»Keine Sorge«, flüsterte Andrea, »wir kriegen es schon noch heraus.«

»Vom Lagerkommandanten?«, fragte Guardi, und seine riesigen Augen glänzten schwarz im Halbdunkel. »Oder vom Vertreter der Sicherheitshauptverwaltung Liss persönlich?«

Mostowskoi wunderte sich, wie verschieden Guardi's Wesen bei Tag und bei Nacht war. Tagsüber redete der Geistliche über die Suppe, über die Neuankömmlinge, sprach mit den Nachbarn den Tausch von Essensportionen ab, schwelgte in Erinnerungen an das scharfe, mit Knoblauch gewürzte italienische Essen.

Die kriegsgefangenen Rotarmisten kannten seinen Lieblingsspruch »Tutti caputti«; wenn sie ihn auf dem Lagerplatz trafen, schrien sie ihm schon von weitem zu: »Papascha Padre, tutti caputti«, und lächelten, so als hätten ihnen diese Worte Hoffnung gemacht. Sie nannten ihn »Papascha Padre« in der Meinung, »Padre« sei sein Vorname.

Eines späten Abends zogen die im Sonderblock verwahrten sowjetischen Kommandeure und Kommissare Guardi damit auf, ob er denn wirklich das Gelöbnis der Ehelosigkeit eingehalten habe.

Guardi hörte, ohne zu lächeln, dem Kauderwelsch aus französischen, deutschen und russischen Brocken zu.

Dann sprach er, und Mostowskoi übersetzte seine Worte. Die russischen Revolutionäre seien ja auch um einer Idee willen in die Katorga und aufs Schafott gegangen. Weshalb also zweifelten seine Gesprächspartner daran, dass ein Mann um einer religiösen Idee willen auf die vertraute Nähe zu einer Frau verzichten könne? Solch ein Verzicht sei doch nicht vergleichbar mit dem Opfer des Lebens.

»Na, sagen Sie das nicht«, meinte der Brigadekommissar Ossipow.

Nachts, wenn die Lagerinsassen eingeschlafen waren, wurde Guardi ein anderer. Er kniete auf seiner Pritsche und betete. Es schien, als könne alles Leiden der Lagerstadt in seinen leidenschaftlichen Augen, in ihrer gewölbten, samtigen Schwärze versinken. Die Adern spannten sich unter der braunen Haut seines Halses an, als arbeite er angestrengt, sein langes, apathisches Gesicht bekam einen glückseligen, wenn auch schwermütigen Ausdruck und war zugleich von Entschlossenheit erfüllt. Lange betete er, Michail Sidorowitsch schlief unter dem leisen, schnellen Geflüster des Italieners ein und wachte gewöhnlich nach ein- einhalb bis zwei Stunden wieder auf; dann schlief Guardi schon. Der Italiener schlief heftig, im Schlaf gleichsam seine beiden Wesenshälften, die des Tages und die der Nacht, verschmelzend, er

schmatzte mit den Lippen, knirschte mit den Zähnen, ließ donnernd Winde fahren, dann sprach er plötzlich wieder wunderbar getragene Gebetsworte über die Barmherzigkeit Gottes und der heiligen Mutter Maria.

Niemals machte er dem alten russischen Kommunisten wegen seines Unglaubens Vorhaltungen, sondern fragte ihn oft über die Sowjetunion aus.

Der Italiener nickte, wenn er Mostowskoi zuhörte, so als bilige er die Erzählungen über geschlossene Kirchen und Klöster, über den riesigen Grundbesitz, den der Sowjetstaat dem Synod genommen hatte.

Seine schwarzen Augen ruhten traurig auf dem alten Kommunisten, und Michail Sidorowitsch fragte ärgerlich:

»Vous me comprenez?«

Guardi lächelte sein gewohntes Alltagslächeln, mit dem er über Ragout und Tomatensauce zu sprechen pflegte.

»Je comprends tout ce que vous dites, je ne comprends pas seulement, pourquoi vous dites cela.«

Die im Sonderblock untergebrachten russischen Kriegsgefangenen waren nicht von der Arbeit befreit, deshalb traf sich Mostowskoi nur in den späten Abend- und Nachtstunden zum Gespräch mit ihnen. Nicht zur Arbeit gingen General Guds und Brigadekommissar Ossipow.

Häufiger Gesprächspartner Mostowskois war ein seltsamer Mensch unbestimmbaren Alters, Ikonnikow-Morsch. Er schlief am schlechtesten Platz der ganzen Baracke, neben der Tür, wo er im kalten Durchzug lag und wo auch ein riesiger Kübel mit Ohrenhenkeln und schepperndem Deckel stand – die Latrine.

Die russischen Häftlinge nannten Ikonnikow-Morsch den »Latrinalten«, hielten ihn für schwachsinnig und behandelten ihn mit geringschätzigem Mitleid. Er besaß eine unglaubliche Widerstandskraft, wie sie sonst nur Schwachsinnigen und Idioten eigen ist. Nie erkältete er sich, obwohl er die vom Herbstregen durchnässten Kleider nicht auszog, wenn er sich schlafen legte. Es schien, als könne tatsächlich nur ein Schwachsinniger mit einer solch klaren, hellklingenden Stimme sprechen.

Mit Mostowskoi schloss Ikonnikow-Morsch folgendermaßen

Bekanntschaft: Er trat an Mostowskoi heran und schaute ihm lange schweigend ins Gesicht.

»Was hat der Genosse Gutes zu sagen?«, fragte Michail Sidorowitsch und lächelte spöttisch, als Ikonnikow in singendem Tonfall meinte: »Gutes sagen? Aber was ist gut?«

Diese Worte versetzten Michail Sidorowitsch in die Zeit seiner Kindheit, wenn der ältere Bruder aus dem Priesterseminar nach Hause kam und mit dem Vater ein Streitgespräch über theologische Probleme führte.

»Das ist eine Frage mit langem Bart«, sagte Mostowskoi, »darüber dachten schon die Buddhisten und die ersten Christen nach. Und auch die Marxisten haben sich nicht wenig angestrengt, eine Antwort zu finden.«

»Und, haben sie eine gefunden?«, fragte Ikonnikow in einem Tonfall, der Mostowskoi zum Lachen brachte.

»Unsere Rote Armee«, sagte Mostowskoi, »die ist gerade dabei, eine zu finden. Aber in Ihrem Tonfall schwingt, mit Verlaub, etwas Salbungsvolles mit, schwer zu sagen, was es ist – etwas Popenhaftes oder auch Tolstojanisches.«

»Wie sollte es auch anders sein?«, sagte Ikonnikow. »Ich war ja Tolstojaner.«

»Aha, da liegt der Hase im Pfeffer«, sagte Michail Sidorowitsch. Der sonderbare Mensch begann ihn zu interessieren.

»Sehen Sie«, sagte Ikonnikow, »ich bin davon überzeugt, dass die Repressalien, mit denen die Bolschewiken nach der Revolution die Kirche belegten, der christlichen Idee von Nutzen waren, denn die Kirche befand sich vor der Revolution in einem erbärmlichen Zustand.«

Michail Sidorowitsch erwiderte gutmütig: »Sie sind ja ein richtiger Dialektiker. Auf meine alten Tage ist es mir noch vergönnt, ein Wunder aus dem Evangelium zu erleben.«

»Nein«, konterte Ikonnikow düster, »denn für Sie heiligt der Zweck die Mittel, Ihre Mittel aber sind erbarmungslos. In mir sehen Sie kein Wunder, ich bin kein Dialektiker.«

»Ach so«, sagte Mostowskoi, plötzlich gereizt, »womit kann ich Ihnen denn sonst dienen?«

Ikonnikow, in der Pose eines Soldaten in Habtachtstellung, antwortete: »Lachen Sie mich nicht aus!« Seine Stimme klang

tragisch. »Ich bin nicht zum Witzemachen zu Ihnen gekommen. Am fünfzehnten September vorigen Jahres habe ich die Hinrichtung von zwanzigtausend Juden gesehen – Frauen, Kinder, Greise. An dem Tag habe ich begriffen, dass Gott so etwas nicht hätte zulassen können, und mir wurde klar, dass es Ihn nicht gibt. In der heutigen Finsternis sehe ich eure Kraft, sie kämpft mit dem furchtbaren Bösen.«

»Na denn«, sagte Michail Sidorowitsch, »reden wir halt.«

Ikonnikow arbeitete auf der Pflanzung im Sumpfgebiet der zum Lager gehörenden Ländereien, wo ein System riesiger Betonröhren verlegt wurde, das den Fluss und die schmutzigen Bächlein, die die Niederung sumpfig machten, ableiten sollte. Die Arbeiter in diesem Bereich hießen »Moorsoldaten«; gewöhnlich wurden hier die Leute eingesetzt, die der Lagerleitung besonders missliebig waren.

Ikonnikows Hände waren klein; dünne Finger und kindliche Fingernägel. Er war lehmverschmiert und nass von der Arbeit zurückgekommen, ging zu Mostowskois Pritsche und fragte:

»Erlauben Sie, dass ich mich neben Sie setze?«

Er setzte sich, lächelte und strich sich, ohne seinen Gesprächspartner anzusehen, über die Stirn. Seine Stirn war irgendwie merkwürdig – nicht besonders groß, gewölbt, hell, so hell, als existiere sie getrennt von den schmutzigen Ohren, den Händen mit den abgebrochenen Fingernägeln und dem dunkelbraunen Hals.

In den Augen der russischen Kriegsgefangenen, Menschen von einfacher Herkunft, war er ein obskurer und unverständlicher Zeitgenosse.

Ikonnikows Vorfahren waren seit Peter dem Großen von einer Generation zur andern Geistliche gewesen. Erst die letzte Generation der Ikonnikows schlug einen anderen Weg ein; alle Brüder Ikonnikows erhielten, nach dem Wunsch des Vaters, eine weltliche Ausbildung.

Ikonnikow hatte am Technischen Institut in Petersburg studiert, war dann aber begeisterter Tolstoi-Anhänger geworden. Im letzten Studienjahr hatte er sein Studium abgebrochen und war als Volksschullehrer in den Norden des Permer Gouvernements gegangen. Er verbrachte ungefähr acht Jahre auf dem

Lande, dann zog er nach Süden, nach Odessa, heuerte auf einem Frachter als Maschinist an, war in Indien, in Japan und lebte in Sydney. Nach der Revolution kehrte er nach Russland zurück und trat in eine bäuerliche Landkommune ein. Dies war schon lange sein Traum gewesen; er glaubte, dass die kommunistische Landarbeit zum Reich Gottes auf Erden führen werde.

Während der allgemeinen Kollektivierung hatte er Transportzüge gesehen, die mit den Familien enteigneter Großbauern vollgestopft waren. Er hatte gesehen, wie abgezehrte Menschen in den Schnee fielen und nicht wieder aufstanden. Er hatte »geschlossene«, ausgestorbene Dörfer mit vernagelten Fenstern und Türen gesehen. Er hatte eine verhaftete Bäuerin gesehen, eine abgerissene Frau mit abgearbeiteten, dunklen Händen, an deren Hals die Adern hervortraten – die Leute aus dem Konvoi betrachteten sie voller Entsetzen: Sie hatte, vor Hunger wahnsinnig geworden, ihre beiden Kinder gegessen.

In dieser Zeit begann er – ohne die Kommune zu verlassen – das Evangelium zu predigen und Gott um Rettung für die Opfer anzuflehen. Es endete damit, dass er eingesperrt wurde, doch stellte sich heraus, dass Elend und Schrecken der dreißiger Jahre seinen Verstand getrübt hatten. Nach einem Jahr Zwangsbehandlung in der Gefängnisnervenklinik kam er frei, zog nach Weißrussland zu seinem älteren Bruder, einem Biologieprofessor, und fand mit dessen Hilfe Arbeit in der technischen Bibliothek. Doch die düsteren Ereignisse hatten ihn für immer gezeichnet.

Als der Krieg begann und die Deutschen Weißrussland erobert hatten, sah Ikonnikow die Qualen der Kriegsgefangenen, die Judenhinrichtungen in den Städten und Dörfern Weißrusslands. Er verfiel wieder in eine Art hysterischen Zustand und flehte Bekannte und Freunde an, die Juden zu verstecken. Er selbst versuchte, jüdische Kinder und Frauen zu retten. Bald wurde er angezeigt und geriet, wie durch ein Wunder vom Galgen verschont, ins Lager.

Im Kopf des zerlumpten, dreckigen »Latrinentalen« herrschte das Chaos, er vertrat unsinnige, groteske Grundsätze einer Überklassenmoral.

»Da, wo Gewalt ist«, erklärte Ikonnikow Mostowskoi, »herrscht Kummer und fließt Blut. Ich habe das große Leiden der Bauern

gesehen, die Kollektivierung aber wurde im Namen des Guten durchgeführt. Ich glaube nicht an das Gute, ich glaube an die Güte.«

»Wir werden uns, Ihrem Rat folgend, darüber entsetzen, dass Hitler und Himmler im Namen des Guten aufgehängt werden. Ohne mich – ich werde mich nicht entsetzen«, erwiderte Michail Sidorowitsch.

»Fragen Sie Hitler«, sagte Ikonnikow, »und er wird Ihnen erklären, dass auch dieses Lager um des Guten willen da ist.«

Während dieser Streitgespräche mit Ikonnikow schien es Mostowskoi, als wären alle seine logischen Argumente so wirkungsvoll wie Messerstiche, mit denen man einer Medusa beizukommen sucht.

»Die Welt ist zu keiner höheren Wahrheit gelangt als zu der, die ein syrischer Christ im sechsten Jahrhundert ausgesprochen hat«, wiederholte Ikonnikow. »Verurteile die Sünde und vergib dem Sünder.«

In der Baracke lebte noch ein anderer alter Russe – Tschernezow. Er war einäugig. Der Wachsoldat hatte ihm das Glasauge zerschlagen, und die leere rote Augenhöhle gab seinem bleichen Gesicht etwas Grauenvolles. Wenn er sich mit jemandem unterhielt, verdeckte er die gähnend leere Augenhöhle mit der Hand.

Er war ein Menschewik, der 1921 aus dem sowjetischen Russland geflohen war. Zwanzig Jahre hatte er in Paris gelebt und als Buchhalter in einer Bank gearbeitet. Ins Lager war er gekommen, weil er die Bankangestellten zum Boykott gegen die neue deutsche Verwaltung aufgerufen hatte. Mostowskoi ging ihm nach Möglichkeit aus dem Weg.

Dem einäugigen Menschewiken schien Mostowskois Beliebtheit sehr zu missfallen. Alle, sowohl der spanische Soldat als auch der norwegische Inhaber eines Schreibwarenladens oder der belgische Rechtsanwalt, suchten die Gesellschaft des alten Bolschewiken, alle fragten ihn aus.

Einmal setzte sich Major Jerschow, der unter den russischen Kriegsgefangenen das große Wort führte, zu Mostowskoi auf die Pritsche, rückte noch ein Stückchen näher an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und redete schnell und heftig auf ihn ein.

Plötzlich sah sich Mostowskoi um; von seiner entfernten Pritsche aus beobachtete sie Tschernezew. Mostowskoi dachte, dass die Traurigkeit, die in dem sehenden Auge zu lesen war, noch viel schrecklicher war als das rote Loch, das an der Stelle des ausgeschlagenen Auges klaffte.

»Ja, Bruder, dir ist nicht froh zumute«, dachte Mostowskoi und empfand dabei keine Schadenfreude.

Es war natürlich kein Zufall, sondern geradezu ein Gesetz, dass alle ständig nach Jerschow Ausschau hielten. Wo ist Jerschow? Habt ihr Jerschow nicht gesehen? Genosse Jerschow! Major Jerschow! Jerschow hat gesagt ... Frag Jerschow ... Sie kamen aus den anderen Baracken zu ihm, um seine Pritsche herum war immer Betrieb.

Michail Sidorowitsch hatte Jerschow »Meister der Gedanken« getauft. Solche Meister der Gedanken hatte es auch früher schon gegeben, die der sechziger und die der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, es hatte die Narodniki gegeben und Michailowski, der auch wieder verschwunden war. Und nun gab es im Hitler'schen Konzentrationslager einen eigenen Meister der Gedanken! Die Einsamkeit des Einäugigen wirkte in diesem Lager wie ein tragisches Symbol.

Jahrzehnte waren vergangen, seit Michail Sidorowitsch zum ersten Mal in einem zaristischen Gefängnis gesessen hatte, sogar das Jahrhundert war damals ein anderes gewesen – das neunzehnte.

Jetzt erinnerte er sich daran, wie es ihn gekränkt hatte, dass ihm einige Parteiführer nicht die Fähigkeit zugetraut hatten, praktische Arbeit zu leisten. Er fühlte sich stark; jeden Tag spürte er, welches Gewicht seine Worte für General Guds, den Brigadekommissar Ossipow und den ewig deprimierten und traurigen Major Kirillow hatten.

Vor dem Krieg tröstete er sich damit, dass er als praxisferner Theoretiker kaum je mit dem in Berührung kam, was in ihm Protest und Missbilligung hervorrief – die Alleinherrschaft Stalins in der Partei, die blutigen Prozesse gegen die Opposition und der Mangel an Respekt vor der alten bolschewistischen Garde. Die Hinrichtung Bucharins, den er gut gekannt und sehr gern gehabt hatte, hatte ihn tief getroffen. Doch er wusste, dass

er sich, falls er sich in einem dieser Kritikpunkte gegen die Partei stellte, auch, und zwar gegen seine Absicht, gegen die Sache Lenins stellen müsste, der er sein Leben verschrieben hatte. Manchmal quälten ihn Zweifel. Hatte er nur aus Schwäche, aus Angst geschwiegen und nur deshalb nicht offen gesagt, dass er mit alledem nicht einverstanden war? Vieles in der Vorkriegszeit war doch wirklich furchtbar gewesen! Oft erinnerte er sich an den verstorbenen Lunatscharski – wie gern würde er ihn wiedersehen. Man konnte sich mit ihm so gut unterhalten; eine Andeutung genügte, und schon verstand man einander.

Jetzt, in dem schrecklichen deutschen Lager, fühlte er sich sicher und stark. Er wurde nur ein diffuses Unbehagen nicht los. Auch hier gelang es ihm nicht, das einfache, klare, runde Gefühl seiner Jugend wiederzufinden und sich vertraut unter Vertrauten oder fremd unter Fremden zu fühlen.

Das lag nicht daran, dass ihn ein englischer Offizier einmal gefragt hatte, ob ihn die Tatsache, dass es in Russland verboten sei, antimarxistische Ansichten zu äußern, nicht daran gehindert habe, sich mit Philosophie zu befassen.

»Mag schon sein, dass es jemanden daran hindert. Aber mich, einen Marxisten, hindert es nicht«, hatte Michail Sidorowitsch geantwortet.

»Ich habe Ihnen diese Frage gestellt, eben weil Sie ein alter Marxist sind«, hatte der Engländer gesagt. Und obwohl Mostowskoi bei diesen Worten schmerzlich zusammengezuckt war, hatte er dem Engländer doch Rede und Antwort gestanden.

Es lag auch nicht daran, dass ihm Männer wie Ossipow, Guds und Jerschow manchmal zur Last fielen, obwohl sie ihm so nah wie Brüder waren. Sein Unglück war, dass ihm vieles in seiner eigenen Seele fremd geworden war. Schon in Friedenszeiten war es manchmal vorgekommen, dass er sich gefreut hatte, einen alten Freund zu treffen, doch am Ende ihrer Begegnung hatte er nur einen Fremden in ihm erblickt.

Aber was tun, wenn das, was heute fremd war, in ihm selbst lebte, Teil seiner selbst war? Sich selbst konnte man nicht belügen, sich selbst konnte man nicht aus dem Weg gehen.

In den Gesprächen mit Ikonnikow brauste er auf, behandelte

ihn grob und spöttisch, schimpfte ihn Tölpel, Waschlappen, Schlappschwanz. Aber obwohl er sich über ihn lustig machte, bekam er doch wieder Sehnsucht nach ihm, wenn er ihn lange nicht gesehen hatte.

Darin bestand vor allem der Unterschied zwischen den Gefängnisjahren seiner Jugend und der heutigen Zeit.

In der Jugend, im Kreis der Freunde und Gleichgesinnten, war alles vertraut und verständlich gewesen, jeder Gedanke und jede Ansicht des Feindes dagegen fremd und ungeheuerlich.

Aber jetzt, auf einmal, erkannte er in den Gedanken eines Fremden das, was ihm Jahrzehnte zuvor teuer gewesen war, und das Fremde wiederum kam auf manchmal unerklärliche Weise in den Gedanken und Worten der Freunde zum Vorschein.

»Das liegt wahrscheinlich daran, dass ich schon zu lange auf der Welt bin«, dachte Mostowskoi.

5

Der amerikanische Hauptmann lebte in einem Einzelverschlag der Sonderbaracke. Er durfte am Abend die Baracke verlassen und bekam Sonderverpflegung. Es hieß, dass Schweden seinetwegen eine Anfrage gestellt habe – Präsident Roosevelt habe beim schwedischen König ein gutes Wort für ihn eingelegt.

Der Hauptmann hatte dem kranken russischen Major Nikonow einmal eine Tafel Schokolade gebracht. Die russischen Kriegsgefangenen in der Sonderbaracke interessierten ihn am meisten. Er versuchte, mit den Russen ein Gespräch über die deutsche Taktik und über die Ursachen für die Misserfolge im ersten Kriegsjahr zu führen.

Oft fing er mit Jerschow ein Gespräch an und vergaß, wenn er in seine klugen, ernsten und zugleich lachenden Augen blickte, dass der russische Major kein Englisch verstand.

Es kam ihm merkwürdig vor, dass ein Mensch mit solch intelligentem Gesicht einfach nichts verstand, nicht einmal ein Gespräch über Themen, die sie beide stark bewegten.

»Verstehen Sie denn wirklich kein Wort?«, fragte er bekümmert.

Jerschow antwortete ihm auf Russisch:

»Unser verehrter Sergeant beherrschte alle Sprachen, außer den fremden.«

Und dennoch verständigten sich die russischen Lagerinsassen mit den Menschen der verschiedensten Nationalitäten in einer Sprache, die sich aus Lächeln, Blicken, Schulterklopfen und ein-einhalb Dutzend verballhornten russischen, deutschen, englischen und französischen Wörtern zusammensetzte. Sie sprachen über Kameradschaft, Mitgefühl, Hilfe und über die Liebe zu ihrem Heim, zu Frau und Kindern.

»Kamerad, gut, Brot, Suppe, Kinder, Zigarette, Arbeit« und dazu noch ein Dutzend Wörter, die im Lager entstanden waren: Revier, Blockältester, Kapo, Vernichtungslager, Appell, Appellplatz, Waschraum, Flugpunkt, Lagerschütze – das genügte, um etwas besonders Wichtiges im einfachen und komplizierten Leben der Lagermenschen auszudrücken.

Es gab auch russische Wörter – *rebjata*, *tabatschok*, *towarischtsch* –, die die Gefangenen aus aller Herren Länder benutzten. Das russische Wort *dochodjaga* aber, das dem deutschen »Muselmann« entsprach, fand Eingang in den Sprachgebrauch der Lagerinsassen aller sechsfünfzig Nationalitäten.

Mit einem Sortiment von eineinhalb Dutzend Wörtern ausgestattet, war das große deutsche Volk in die Städte und Dörfer eingedrungen, die vom großen russischen Volk besiedelt waren, und Millionen russischer Frauen, Greise und Kinder in den Dörfern und Millionen deutscher Soldaten verständigten sich untereinander mit Wörtern wie *matka*, *pan*, *ruki wjerch*, *kurka*, *jaika*, »kaputt«. Nichts Gutes kam bei dieser Verständigungsweise heraus. Aber dem großen deutschen Volk genügten diese Wörter bei den Taten, die es in Russland vollbrachte.

Doch ebenso wenig Gutes kam dabei heraus, wenn Tschernezow versuchte, mit den russischen Kriegsgefangenen ein Gespräch anzufangen, obwohl er in den zwanzig Jahren der Emigration die russische Sprache nicht vergessen hatte, sondern sie ausgezeichnet beherrschte. Er konnte die sowjetischen Kriegsgefangenen nicht verstehen, sie mieden ihn.

Und genauso konnten sich auch die sowjetischen Kriegsgefangenen untereinander nicht einigen; die einen waren eher bereit

zu sterben, als ihre Meinung zu ändern, die anderen spielten bereits mit dem Gedanken, in die Wlassow-Truppen einzutreten. Je mehr sie redeten und stritten, umso weniger verstanden sie einander. Später schwiegen sie nur noch, voller Hass und Verachtung füreinander.

In diesem Schweigen von Stummen, in diesem Reden von Blinden, in diesem von Grauen, Hoffnung und Verzweiflung zusammengeschweißten Menschenhaufen – Menschen, die die gleiche Sprache sprachen und doch einander nur mit Unverständnis und Hass begegneten – offenbarte sich auf tragische Weise eine der großen Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts.

6

An dem Tag, an dem der Schnee gefallen war, waren die Gespräche der russischen Kriegsgefangenen besonders traurig.

Selbst Hauptmann Slatokrylez und Brigadekommissar Ossipow, die stets voller Energie und seelischer Kraft waren, verfielen in düstere und schweigsame Stimmung. Schwermut lastete auf allen.

Der Major der Artillerie, Kirillow, saß auf Mostowskois Pritsche, ließ die Schultern hängen und schüttelte trübselig den Kopf. Es schien, als seien nicht nur seine dunklen Augen, sondern sein ganzer riesiger Körper von Traurigkeit erfüllt.

Hoffnungslos Krebskranke haben manchmal diesen Blick. Und sogar die Menschen, die ihnen am nächsten stehen, denken, wenn sie diesen Blick sehen: »Wenn du doch nur bald sterben könntest.«

Der allgegenwärtige Kotikow mit dem gelben Gesicht flüsterte Ossipow, auf Kirillow deutend, zu: »Der hängt sich entweder auf oder rennt zu den Wlassow-Leuten.«

Mostowskoi strich sich über seine grauen, borstigen Wangen und sagte:

»Hört mir mal zu, Kasatschki*. Es ist doch ganz richtig so. Ka-

* Kosaken (A. d. Ü.).

piert ihr denn wirklich nicht? Jeder Tag im Leben des Staates, der von Lenin geschaffen wurde, ist für den Faschismus unerträglich. Er hat keine Wahl – entweder er frisst uns, vernichtet uns, oder er geht selbst drauf. Der Hass des Faschismus auf uns stellt doch eine Prüfung der Sache Lenins dar. Noch eine mehr, und nicht die leichteste. Begreift doch, je stärker der Hass der Faschisten auf uns wird, umso überzeugter müssen wir von der Gerechtigkeit unserer Sache sein. Dann werden wir sie bezwingen.«

Er drehte sich brüsk zu Kirillow um und sagte:

»Na, was ist mit Ihnen los, he? Erinnern Sie sich, als Gorki über den Gefängnishof ging, da schrie ihm irgendein Georgier zu: Was läufst du da herum wie ein Huhn, geh mit dem Kopf oben!«

Alle lachten.

»So ist es richtig, also: Kopf hoch!«, sagte Mostowskoi. »Und denkt daran, der große Sowjetstaat verteidigt die kommunistische Idee! Soll sich doch Hitler mit ihm und mit ihr messen. Stalingrad steht, hält sich. Vor dem Krieg schien es manchmal so, als hätten wir die Schrauben zu streng, zu grausam angezogen. Doch heute sieht selbst ein Blinder – der Zweck heiligte die Mittel.«

»Ja, die Schrauben hat man bei uns fest angezogen. Das haben Sie richtig gesagt«, bestätigte Jerschow.

»Zu schwach hat man sie angezogen«, sagte General Guds, »man hätte sie noch fester anziehen müssen, damit Hitler gar nicht erst bis zur Wolga kommt.«

»Es steht uns nicht an, Stalin zu belehren«, warf Ossipow ein.

»Ja«, sagte Mostowskoi, »und wenn wir in Gefängnissen und feuchten Bergwerken umkommen müssen, dann ist uns das bestimmt. Nicht darüber müssen wir uns jetzt den Kopf zerbrechen.«

»Worüber denn sonst?«, fragte Jerschow mit lauter Stimme.

Die Anwesenden blickten sich an, blickten um sich, schwiegen.

»Ach, Kirillow, Kirillow«, sagte Jerschow plötzlich, »unser Vater hat ganz recht. Wir müssen uns über den Hass der Faschisten freuen. Wir hassen sie, sie hassen uns. Verstehst du? Überleg doch

mal – zu den eigenen Leuten ins Lager zu kommen, das ist das wahre Unglück. Was ist das hier schon dagegen? Wir sind kräftige Burschen, wir werden es den Deutschen schon noch zeigen.«

7

Den ganzen Tag über hatte das Kommando der 62. Armee keine Verbindung zu den Truppeneinheiten gehabt. Viele Empfangsgeräte waren ausgefallen; die Telefonleitung war überall zerstört worden.

Es gab Minuten, da empfanden die Menschen, die auf das fließende, sich kräuselnde Wasser der Wolga blickten, den Fluss als etwas Unbewegtes, an dessen Ufer die bebende Erde wie bei starkem Seegang schwankte. Hunderte schwerer sowjetischer Geschütze feuerten über die Wolga herüber. Über der deutschen Stellung an der südlichen Hangseite des Mamajew-Hügels wirbelten Erd- und Lehmklumpen durch die Luft.*

Die zusammengeballten Erdwolken wurden gleichsam durch das magische, unsichtbare Sieb der Schwerkraft gefiltert, und wie bei einem Schüttelrost stürzten die schweren Brocken und Klumpen zur Erde, das leichte Staubgemisch stieg in den Himmel auf. Ein paarmal am Tag stießen die Rotarmisten, betäubt und mit entzündeten Augen, auf deutsche Panzer und Infanterie.

Den Offizieren im Kommando, dessen Verbindung zu den Truppen abgerissen war, erschien der Tag zermürend lang.

Was versuchten Tschuikow**, Krylow und Gurow nicht alles, um diesen Tag auszufüllen – sie taten, als arbeiteten sie, schrieben Briefe, diskutierten über mögliche Truppenverschiebungen des Gegners, machten Witze, tranken Wodka mit und ohne Sakuska, schwiegen und lauschten dem Geschützdonner. Der eiserne Wirbelsturm heulte um den Unterstand, mähte alles

* Die 62. Armee stand auf dem rechten Wolga-Ufer, d. h. in Stalingrad selbst, während sich das Hauptquartier der Stalingradfront (unter General Jeremenko), die Nachschubdienste, Artillerie, Luftwaffe etc. auf dem linken Wolga-Ufer befanden (A. d. Ü.).

** General Tschuikow, ab September 1942 Befehlshaber der 62. Armee (A. d. Ü.).

Lebendige nieder, das auch nur einen Augenblick seinen Kopf über die Erdoberfläche erhob. Der Stab war gelähmt.

»Los, spielen wir Karten«, sagte Tschuikow und schob den voluminösen Aschenbecher voller Zigarettenstummel in die Tischecke.

Selbst der Chef des Armeestabes, Krylow, verlor die Ruhe. Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sagte:

»Es gibt keine schlimmere Situation, als sich ruhig halten zu müssen, nur damit sie einen nicht ganz aufreiben.«

Tschuikow teilte die Karten aus und verkündete: »Herz ist Trumpf.« Dann mischte er plötzlich den Kartenstoß und sagte:

»Wir sitzen hier wie die Hasen und spielen Karten. Nein, das kann ich nicht!«

Grübelnd saß er da. Sein Gesicht drückte einen solchen Hass, eine solche Qual aus, dass es schrecklich anzusehen war.

Gurow wiederholte nachdenklich, wie in einer Vorahnung seines Schicksals: »Ja, an einem solchen Tag kann man an zerrissenem Herzen sterben.«

Dann lachte er auf und sagte: »In der Division tagsüber auszutreten – du kannst dir nicht vorstellen, wie schlimm das ist! Mir hat einer erzählt, der Stabschef von Ljudnikow sei in den Unterstand gestürmt und habe geschrien: ›Hurra, Jungs, ich hab geschissen!‹ Er sah sich um, da saß im Unterstand die Ärztin, in die er verliebt ist.«

Mit dem Einbruch der Dunkelheit hörten die deutschen Fliegerangriffe auf. Ein gewöhnlicher Sterblicher, der nachts an das Stalingrader Ufer geraten wäre, hätte wahrscheinlich, völlig betäubt durch den Lärm, angenommen, dass ihn ein feindliches Geschick zur Stunde des entscheidenden Angriffs nach Stalingrad geführt habe. Doch für die alteingesessenen Kämpfer war dies die Zeit, sich zu rasieren, die kleine Wäsche zu waschen und Briefe zu schreiben, die Zeit, in der die Fronthandwerker – Schlosser, Dreher, Schweißer, Uhrmacher – Feuerzeuge, Zigarettenspitzen und Bunkerlichter aus Geschosshülsen (mit Dochten aus Uniformtuch) bastelten oder einfache Pendeluhrn reparierten.

Das flackernde Feuer der Detonationen erleuchtete das Steilufer, die Ruinen der Stadt, die Öltanks, die Fabrikschorn-

steine – und in diesen Augenblicken boten Ufer und Stadt einen unheilvollen, düsteren Anblick.

In der Dunkelheit lebte die Nachrichtenzentrale der Armee auf, begannen die Schreibmaschinen zu klappern, auf denen die Kopien militärischer Meldungen vervielfältigt wurden, summten kleine Motoren, lärmten die Morseapparate, riefen sich die Telefonisten über die Leitungen einander etwas zu. Die Kommandostellen der Divisionen, Truppen, Batterien und Kompanien schalteten sich in das Netz ein. Respektvoll räusperten sich die im Armeestab angekommenen Melder, erstatteten die Verbindungs-offiziere den Operationsoffizieren vom Dienst Meldung.

Zum Rapport bei Tschuikow und Krylow eilten der alte Porscharski, der die Artillerie der Armee befehligte, der Führer der Todeskommandos, die das Übersetzen über den Strom durchführten, Generalingenieur Tkatschenko, der Kommandeur der sibirischen Division, Gurtjew – Neuankömmling in der grünen Soldatenuniform – und der alteingesessene Stalingrader, Oberstleutnant Batjuk, der mit seiner Division am Fuß des Mamajew-Hügels lag. In den Politmeldungen, die dem Kriegsratsmitglied der Armee, Gurow, erstattet wurden, fielen berühmte Stalingrader Namen – der des Granatwerferschützen Besdidko, der Scharfschützen Wassili Saizew und Anatoli Tschechow, des Sergeanten Pawlow, und zugleich mit ihnen wurden Leute genannt, deren Namen zum ersten Mal in Stalingrad fielen: Schonin, Wlassow, Bryssin, denen ihr erster Tag in Stalingrad Kriegsruhm gebracht hatte. In den vordersten Reihen aber begrub man die Gefallenen, und die Toten verbrachten die erste Nacht ihres ewigen Schlafs neben den Unterständen und Deckungen, in denen ihre Kameraden Briefe schrieben, sich rasierten, Brot aßen, Tee tranken und in selbstgebauten Schwitzbädern ein Dampfbad nahmen.

8

Es kamen die schwersten Tage für die Verteidiger von Stalingrad.

Im Getümmel der Schlacht um die Stadt, der Angriffe und Gegenangriffe, im Kampf um das »Haus des Spezialisten«, um

die Mühle, um das Gebäude der Staatsbank, im Kampf um Keller, Höfe und Plätze zeigte sich eindeutig die Überlegenheit der deutschen Streitkräfte.

Der Keil, den die Deutschen in den südlichen Teil der Stadt beim Lapschin-Garten, der Kuporosnaja-Schlucht und der Jelschanka getrieben hatten, verbreiterte sich, und die deutschen MG-Schützen, die vom Wasser selbst gedeckt wurden, beschossen das linke Ufer der Wolga und der südlichen Krasnaja Sloboda. Die Operationsoffiziere markierten jeden Tag die Frontlinie neu und sahen, wie die blauen Markierungszeichen unablässig weiterkrochen und der Streifen zwischen der roten Linie der sowjetischen Verteidigung und dem blauen Band der Wolga immer schmaler wurde.

Die Initiative, die Triebkraft des Krieges, ging in diesen Tagen von der deutschen Seite aus. Immer weiter schoben sie sich vor, und aller Ingrimms der sowjetischen Gegenangriffe konnte ihren langsamen, aber unaufhaltsamen Vormarsch nicht stoppen.

Am Himmel dröhnten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die deutschen Sturzkampfflugzeuge und stießen mit Sprengbomben auf die schmerzerfüllte Erde herab. Und in Hunderten von Köpfen saß quälend nur ein Gedanke: Was wird morgen sein oder in einer Woche, wenn sich der sowjetische Verteidigungsgürtel in einen Faden verwandelt hat und durchgerissen ist, zermalmt von den Eisenzähnen der deutschen Offensive?

9

Spät in der Nacht legte sich General Krylow in seinem Unterstand aufs Feldbett. Hinter den Schläfen schmerzte es, seine Kehle brannte von schachtelweise gerauchten Zigaretten. Krylow fuhr sich mit der Zunge über den trockenen Gaumen und drehte sich zur Wand. Im Halbschlaf vermengten sich in seiner Erinnerung die Gefechte von Sewastopol und Odessa, das Kampfgeschrei der stürmenden rumänischen Infanterie mit den steingepflasterten, efeuberankten Höfen von Odessa und der Matrosenschönheit Sewastopols.

Es kam ihm so vor, als sei er wieder im Gefechtsstand von Sewastopol, und im Nebel des Halbschlafs blitzten die Gläser des Kneifers von General Petrow auf; in dem Glas glitzerten Tausende von Splittern, und schon wogte das Meer, und der graue Staub des durch deutsche Geschosse zertrümmerten Felsgesteins schwebte über die Köpfe der Seeleute und Soldaten hinweg und stieg zum Sapun-Berg auf.

Er konnte das eintönige Plätschern an der Bordwand des Bootes hören und die barsche Stimme des U-Boot-Matrosen: »Spring!« Er glaubte, in die Wellen gesprungen zu sein, doch da berührte sein Fuß auch schon den Rumpf des Unterseebootes ... Ein letzter Blick auf Sewastopol, auf die Sterne am Himmel, auf die Brände am Ufer ...

Krylow schlief ein. Im Traum behielt der Krieg weiter seine Macht. Das U-Boot lief aus Sewastopol aus und fuhr nach Noworossijsk ... Er schlug die eingeschlafenen Beine übereinander, Brust und Rücken waren schweißbedeckt, der Motorenlärm hämmerte in seinen Schläfen. Und plötzlich schwieg der Motor – das Boot sank sanft auf den Grund. Die schwüle Hitze wurde unerträglich, das metallene Gewölbe, durch Nietpunktierungen in Quadrate unterteilt, schien ihn zu erdrücken ...

Er hörte laute Schreie, eine Unterwasserbombe war explodiert, Wasser stürzte herein, riss ihn von der Koje. Krylow öffnete die Augen, ringsum war Feuer, an der aufgerissenen Tür des Unterstands vorbei wälzte sich ein Flammenstrom zur Wolga, Menschen schrien, Maschinenpistolen krachten.

»Den Mantel, den Mantel über den Kopf!«, schrie ein unbekannter Rotarmist Krylow zu und hielt ihm den Soldatenmantel hin. Doch Krylow schüttelte den Rotarmisten ab und brüllte:

»Wo ist der Befehlshaber?«

Plötzlich hatte er begriffen: Die Deutschen hatten die Öltanks in Brand gesteckt, und das brennende Öl strömte zur Wolga.

Es schien, als gäbe es schon keine Möglichkeit mehr, diesem fließenden Feuer lebend zu entkommen. Das Feuer toste, prasselnd erhob es sich über dem Öl, das Gruben und Trichter auffüllte und in die Laufgräben einströmte. Ölgetränkt begannen Erde, Lehm und Stein zu qualmen. Das Öl quoll in schwarzen, glänzenden Strahlen aus den von Brandgeschossen durchsiebten